

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Karlsruher Stadt- und Landbote. 1842-1847 1844

81 (6.7.1844)

— Duellwuth. Folgender komischer Vorfall, der in-
deß auch seine ernste Seite und sich vor einigen Tagen in
Berlin zugetragen hat, theilt die „Beiträge zur Erleich-
terung des Gelingens der praktischen Polizei“ mit: Ein
16jähriger Schlosserlehrling hat einen 18jährigen Tischler-
lehrling, in Folge eines zwischen ihnen vorgefallenen Strei-
tes, auf Pistolen geordert. Er wußte sich von ei-
nem Bekannten seines Meisters eine Pistole unter dem Vor-
wande zu verschaffen, daß sein Meister nach Schlessen ver-
reisen und wegen der dort stattfindenden Unruhen die Waffe
mitnehmen wolle. Als sein Gegner sich nicht stellte, drohte
er ihn und seine ganze Familie zu erschließen, und bege-
hete selbst dem polizeilichen Einschreiten mit einer solchen
Halsstarrigkeit, daß man, befürchtend, er werde seine le-
bensgefährlichen Drohungen wirklich in Ausführung brin-
gen, nicht anders umhin konnte, als den blutdürstigen Knab-
en in das Gefängniß zu sperren.

— Kirschhandel. Das Dorf Güls an der Mosel,
dessen große Kirschpflanzungen berühmt sind, hat auch in
diesem Jahr wieder bedeutende Sendungen von Kirsch
nach Holland gemacht. Bis zum 23. Juni waren in Güls
bereits für 1200 Tblr. Kirsch verkauft, und man hoffte
im Ganzen für 9000 bis 10,000 Thaler abzusetzen. Die
Kirschblüte in Güls ist ein überaus herrlicher Anblick, zu
welchem alljährlich aus der Nähe und Ferne Besucher nach
dem anmuthig gelegenen Dorfe kommen. — Vor einigen
Tagen wurden in Antwerpen auf einem einzigen Dampfschiffe,
der Prinzessin Victorio, nicht weniger als 450 Zentner Kir-
sch nach England eingeschifft.

— Gastfreundschaft der französischen Regie-
rung. In dem Ausgabebudgets Frankreichs befindet sich
die Summe von zwei Millionen 150,000 Franken lediglich
als Unterstützung für politische Flüchtlinge, die sich im
Lande aufhalten. Für die Folge ist von der Kammer der
Deputirten eine Minderung von 300,000 Franken beantragt.
Bemerkenswerth ist übrigens, daß unter allen den Flücht-
lingen sich nur sieben Deutsche befinden.

— Ludwigshafen, Mannheim gegenüber, frü-
her Rheinschanze genannt streitet in seinem Aufbau rasch
voran, und ganze Häuserreihen nahen ihrer Vollendung.
Auf den Plätzen, wo die Russen im Jahr 1813 Dämme
und Schanzen aufgeworfen hatten, erheben sich jetzt prach-
volle Gebäude. Die Arbeiten für die Ludwigshafen-Ver-
binder Bahn beginnen unmittelbar nach der Ernte, der
Bahnhof kommt in die Nähe der großen Zoll- und Lager-
häuser. Für die verschiedenen projektierten Linien nach Lau-
terburg und Würth zeigt sich große Theilnahme und es
wurden hiefür mehrere Millionen von Pfälzern gezeichnet.
— Es sollen in der nächsten Zeit die Post- und Eilwagen-
kurse ansehnlich vermehrt werden.

— Ein interessanter Prozeß steht vor der Thüre.
Der ungeheure Erfolg, den der französische Roman „die
Mysterien von Paris von Eugen Sue“ in der deutschen
Lesewelt gefunden hat, ist wirklich Staunen erregend, wenn
man bedenkt, wie dagegen ganz außer Verhältniß wenig sich
der Deutsche für die gediegensten Werke seiner vaterländi-
schen Dichter kümmert, und solche oft auf die unglaublichste
und unverantwortlichste Weise verkümmern läßt. Eugen
Sue hat nun einen neuen Roman unter der Feder „Der
ewige Jude“. Bevor von diesem neuen Phantastengebilde
der erste Bogen die Presse verlassen hatte, streitet sich ein
halbes Duzend unserer deutschen Buchhändler darum, wer

der Erste, wer der Wohlfeilste, und am Ende noch, wer
der Berechtigteste sei, die Uebersetzung davon dem deutschen
Publikum vorzuführen. Es ist wahrhaft eine Schmach,
weil man zu glauben genöthigt wird, unsere deutsche Lite-
ratur sei gänzlich ausgestorben und um unsern Heißhun-
ger zu stillen, bedürfe nur ein französischer Romandichter
seiner Feder in die Tinte zu tauchen. Die Berliner Wohl-
fische Zeitung bringt über diese Geschichte einen längern Arti-
kel, bitter und wahr, den wir nicht umhin können, un-
sern Lesern mitzutheilen, gleichsam als Vorrede für das
erscheinende Buch selbst. „Ein neues Moment des deut-
schen Nationalbewußtseyns! (ruft das genannte Blatt
aus). Ich durchslog die letzte Nummer eines Jour-
nals, welches nicht in die Hände des deutschen Publikums
kommt, das Börsenblatt für den deutschen Buchhandel.
Würden große Nationalwerke darin angekündigt? Die
würden schwerlich Verleger finden, weil die Verleger keine
Käufer wissen. Ich fand, wie gewöhnlich, wohlfeile Aus-
gaben alter Klassiker, noch wohlfeilere Uebersetzungen be-
liebter Romane, einige notwendige Schulbücher, einige
Pfeennigausgaben, Pestschriften u. dgl. Aber vier Buchhän-
der kündigen in ein und demselben Blatte ein und dasselbe
Werk an; jeder mit vollen Munde sucht zu beweisen, daß
er es sei, bei welchem das Publikum das große Werk in
reinsten, ächtesten und wohlfeilsten Gestalt erhalten würde.
Ist es ein deutsches Werk? Nein. Selbst Schiller und
Frau v. Paalzow und Gräfin Hahn-Hahn würden in vier
Ausgaben zugleich in Deutschland nicht reussiren. Das
kann nur ein französisches Werk. Ein anerkanntes, aus-
tes? Wäre ein sehr mögliches Unternehmen. Für den
Markt paßt nur die Gegenwart. Nein, auch das nicht.
Ihre Reize sind abgekehrt. Die Mode spekulirt in die Zu-
kunft. Hört! — Die Buchhandlung Meyer und Hoff-
mann in Berlin kündigt an, daß es ihr gelungen, den bis-
herigen Herausgeber des deutschen Nationalblattes, Herrn
Hofrath Roussau (dem Mitredakteur der Allg. Preuss.
Ztg.), für das große Nationalunternehmen zu gewinnen,
nämlich zu einer Uebersetzung des künftig im Feuilleton des
Constitutionnel erscheinenden Romans von Eugen
Sue, der ewige Jude, welche künftige Uebersetzung des künf-
tigen Buches sie zu spottwohlfeilen Preisen dem deutschen
Publikum zu liefern sich zur heiligen Pflicht macht. Im
selben Blatt kündigt die Kollmann'sche Buchhandlung in
Leipzig an, daß sie denselben ewigen Juden, einmal fran-
zösisch und einmal deutsch, einmal mit Illustrationen und
einmal ohne Illustrationen, correct und vortrefflich über-
setzt, billigt den Deutschen darbieten werde. Sie allein
sei berechtigt zu dem Unternehmen; denn sie habe mit Eu-
gen Sue deshalb einen Vertrag geschlossen! Also ist jeder
andere unberechtigt und wird gewarnt, in ihre heiligen
Rechte einzugreifen. Einen Dank Deutschlands für ihre
außerordentliche Anstrengung, seinen dringendsten Bedürf-
nissen entgegen zu kommen, fordert sie nicht; aber sie er-
wartet ihn in der Stille! Jener Warnung ungeachtet
verkündet im selben Blatt die Buchhandlung von J. J.
Weber in Leipzig, daß sie ihrer weit verbreiteten Illu-
strirten Zeitung ein Feuilleton begeben werde, welches
frisch und nagelneu jede Woche eine Uebersetzung der Feuille-
tonartikel des Constitutionnel, Inhalt: Der ewige Jude,
bringen solle. Aber die Brockhaus'sche Zeitung, die Leip-
ziger Allgemeine Deutsche Zeitung, publicirt dergleichen ein
neues Feuilleton, und dieses neue Feuilleton der Allgemei-

nen Deutschen Zeitung wird beginnen mit einer Uebersetzung des französischen Romans von Eugen Sue. Ein Roman, der noch nicht erschienen, vielleicht noch nicht geschrieben ist, von dem man noch nichts weiß als den Namen seines Verfassers! Bedarf die Sache eines Commentars? Warum bringen nicht alle deutsche Zeitungen die Uebersetzung des französischen ewigen Juden, wenn das allein ihnen Zuspruch sichert! Haben wir keine andere Nahrung für den Geist, kein anderes Interesse, warum bekennen denn nicht alle offen und ehrlich zugleich: so bettelarm sind wir, solches Publikum haben wir, das nur Fremdes will, so raschhaft gierig auf alles Neue was in Paris Mode ist und werden könnte, daß wir es nur durch das Versprechen fanaen können, ihm früh zu liefern, was aus den Pariser Schlachthäusern gut oder schlecht auf die Scharren kommt. Ein Name aus der Fremde, kein Genius, nur ein geschickter Arbeiter, dem einmal eine Arbeit gelungen, weil er aus dem reichen Vollen schöpfte und mit grellen Pinselstrichen ein effectvolles Bild auf die Mauer setzte, wo es jeder Gassenläufer anstaunt, weil es so natürlich aussieht, der ist jetzt der Zauber, welcher das große deutsche Publikum zur Theilnahme aufregen soll. So gläubig ist dies Publikum im Voraus, daß es nicht einmal erst sehen und prüfen will, ob das neue Buch gut ist, ob es sich lobnt, dasselbe zu übersehen, ja, ob der Verfasser selbst es fertig schreiben wird. Es wäre eine Posse, wenn Eugen Sue den Einsalt bekäme, die deutsche Nation zu mystificiren, und er schriebe eine Pasquill auf sie, wie er in den Mystereien gewissermaßen einen Panegyrik auf sie lieferte. Nein, das thut nichts, die Deutschen würden doch übersetzen. Aber wenn er ihnen den Poffen anthäte und schriebe gar nicht, oder bräche aus Laune ab, oder stürbe in der Arbeit?...

— **Verschiedenes.** Einer der besten Hentler in Alt-England, den der Spleen befallen, erdachte sich selbst. „Kein Selbstmord! Kein Selbstmord!“ rief der Leichenbeschaumer, „der Mann ist in seinem Verufe gestorben.“

— In Berlin werden jetzt vortreffliche Vorlesungen gehalten, nicht von den Professoren Schelling und Schönlain, sondern von einem königlichen Leibkoch, und nicht für Studenten, sondern für junge Damen, besonders für Bräute. Der Herr Küchenprofessor lehrt praktisch und zuverlässig das Kochen. Die vornehmsten Damen legen die Küchenschürzen um, und der Herr Professor hofft sich von den Berliner Männern vollen Dank zu verdienen.

— Unter den Geschenken, welche D'Connell und seinen Genossen im Gefängniß dargebracht wurden, befand sich auch ein Riesenbrotchen von 10 $\frac{1}{2}$ Fuß Umfang, zu welchem 64 Pfund feines Mehl, 40 Pfund Korintben, 20 Pfund Zucker, 20 Pfund Butter, 160 Eier, 2 Gallonen Hefe, 2 Dugend Mastatnüsse u. s. w. verwendet wurden. Der Kuchen ist das Geschenk eines englischen Repealers, und wurde durch dessen Bäckergehilfen auf einem Karren in's Gefängniß gefahren.

— Zur Bildung des Handelsamt errichtet worden. Die Leitung der ersten Behörde will der König in eigener Person übernehmen.

Schwabentreu und Schwabenglück.

(Schluß von Seite 340.)

„Man mochte mir mein inneres Herzenleid wohl ansehen, denn ein ältlicher Herr fragte mich freundlich, was mir fehle? Seine Theilnahme that mir wohl und ich klagte ihm meine trostlosen Aussichten. „Wißt du mit nach Ostindien?“ fragte der liebevolle Herr. Auf weitere Erkundigung erfuhr ich, daß derselbe Eigenthümer eines Kaufahrtsschiffes sei und im Begriff stehe, nach Ostindien zu reisen. Ich schlug ein und wurde sein Diener und Koch für diese Seereise. Ich suchte durch Treue und Fleiß mei-

nes Herrn Zutrauen zu gewinnen, und es gelang mir in vollem Maße. Noch mehr konnte ich ihm meine dankbare Anhänglichkeit beweisen, als er bald darauf gefährlich erkrankte. Die gefühllosen Matrosen bewiesen wenig Theilnahme; desto wohlthuernder war für den Kranken, der dem Tode nahe zu seyn glaubte, meine Sorfalt und Pflege. Er machte sein Testament und bedachte mich darin mit einem Legat von 6000 Gulden rheinisch.“

„Doch bald ging es bei dem guten Herrn der Besserung zu, und in kurzem war er vollkommen genesen. Wir kamen glücklich wieder nach Amsterdam zurück; vom Testament war weiter unter uns nicht die Rede gewesen. Da rief mich mein gütiger Herr eines Tages in seine Kajüte, nahm mich bei der Hand und sagte: „Deiner zärtlichen Sorgfalt und Pflege verbanke ich wahrscheinlich mein Leben; auf den Fall meines Todes waren Dir 6000 Gulden bestimmt; diese sollen Dir verbleiben. Willst Du bei mir bleiben und Dich mit dieser Summe bei meinem Geschäfte betheiligen, so wird es mich freuen; willst Du aber Dein Glück anderwärts versuchen, so soll Dir das Geld ausbezahlt werden.“

„Ich war tief gerührt; doch konnte ich ihm nicht bergen, daß es mich mächtig zur Heimath ziehe. Er gab mir also 6000 Gulden in Wechseln. — Unser beider Augen waren naß beim Abschied.“

„Vor meiner Abreise wollte ich die vielen Merkwürdigkeiten der Stadt noch beschauen und mietete mich deshalb in einen Gasthof ein, in welchem die Deutschen einzukehren pflegten und dessen Eigenthümer selbst ein Deutscher war. Ich hörte, daß der Gastgeber eben in großer Verlegenheit war, weil ein Kellner, den er aus Deutschland erwartete, ihn getäuscht hatte. Scherzweise bot ich mich ihm als solchen an, er aber ergriff den Antrag mit beiden Händen und ich sagte zuletzt auf ein Vierteljahr zu. Dieses ging schnell herum; mein Prinzipal hatte mich lieb gewonnen aber mir war nimmer wohl im Hause, denn in des Töchterchens blauen Augen — erröthe nicht, liebe Karoline — hatte ich schon fast zu tief geschaut. Sie war zwar immer freundlich gegen mich, aber was konnte ich armer Bursche von der reichen Erbin hoffen? Denn was waren meine 6000 Gulden gegen ihr Vermögen? Nimmermehr glaubte ich meine Augen zu ihr, die der Bewerber so viele hatte als der Vorzüge, erheben zu dürfen. Kurz ich verlangte meinen Abschied. Den aber wollte mir mein Herr nicht geben und zuletzt sagte er mir geradezu, daß er meine stille Zuneigung wohl bemerkt, ja, daß seine gute Tochter ihm gestanden habe, wie sie meine Gefühle erwidere, und daß er uns seinen väterlichen Segen gebe. Wer war glücklicher als ich? Ich und das holde Weibchen an meiner Seite wurden ein Paar, und ich machte nur die einzige Bedingung, daß die Hochzeitsreise nach Schwaben, nach Leinfelden, gehen müsse, zu meinen Eltern, zu den Bergen meiner Heimath. Meine gute Karoline freute sich über meine Gefühle und sehnte sich bald eben so sehr nach der Abreise, als ich selbst.“

„Während nun die Kuffalten dazu gemacht wurden, logierte sich ein Fremder bei uns ein, den ich an der Aussprache als einen Landsmann erkannte. Ich redete ihn an und erkannte in ihm meinen lieben, zweitältesten Bruder; er erzählte, daß er eine eigene, kleine Pflanzung in Amerika habe; auch er wollte auf Besuch in die Heimath. Daß wir beschloßen, die Reise gemeinschaftlich zu machen, versteht sich von selbst.“

„Nun ging es dem geliebten Schwabentande zu; wir fuhren in einem Wagen, den mir mein guter Schwiegervater geschenkt hatte, mit Extrapost. Unterwegs auf einer Station waren sämmtliche Postkillions abwesend, und da unsere Ungebudt uns nicht warten ließ, so schlug der Postmeister vor, uns von seinem alten Packer fahren zu lassen. Ohne diesen näher anzusehen, stiegen wir wieder in unsern Wagen; hellere Bilder stiegen aus der Kindheit in unsere Seele auf, je näher wir der Heimath kamen, und wir sangen an, unsere trauten schwäbischen Volkslieder zu singen. Da ging dem Schwager auf dem Bock draußen auch das Herz auf und er blies unsere schwäbischen Melodien auf seinem Posthorn mit. Bewundert ließen wir ihn halten, fragten hastig: Woher er sei? wie er heiße? — und siehe! es war unser ältester Bruder Jakob. Der mußte auch mit! Wir kehrten in das Posthaus zurück und erhielten von dem Postkallmeister mit leichter Mühe die Erlaubniß, daß er uns begleiten dürfte; und so fügte es sich wunderbar, daß wir Brüder alle drei zusammen in der lieben Heimath ankamen.“

„Ja! Gott ist groß! Er führt seine Kinder wunderbar und macht Alles aufs beste!“ rief der alte Vater aus, als der Sohn geendet hatte, während die Mutter, die ganze Erzählung hindurch unverwandt mit ihren treuen Mutteraugen voll Liebe an dem Sohn gehangen hatte, in einen Strom von Thränen ausbrach. Erst spät ging die Gesellschaft auseinander.

Die wunderbare Geschichte ward bald bekannt und kam auch dem Herzog Karl zu Ohren, der die Brüder sich in seinem Lustschloß Hohenheim vorstellen ließ und mit Zeichen seines Wohlwollens beschenkte.

Vierzehn Tage blieben die Brüder in ihrem Geburtsort, während welcher besonders der jüngste alle seiner Kindheit theuren Orte, so wie alle seine früheren Bekannten besuchte. Unter Andern besuchte er auch ein Mädchen, zu dem er früher eine stille Neigung im Herzen getragen hatte. Er erfuhr, sie sei mit einem Weber verheirathet. Seine gute Karoline wünschte lebhaft sie zu sehen, und so besuchten Beide dieselbe; sie trafen ein junges Weib mit einem Säugling auf dem Arme; das Hausgeräthe und das von den Sorgen des Lebens schon getrübe etwas eingefaltene Gesicht verkündigten dürftige Umstände. Verschämt stand das immer noch hübsche, junge Weibchen vor ihnen; sie schämte sich wohl dem frühern Geliebten gegenüber, der im Glanze des Wohlstandes und der Jugendblüthe ihr gegenüber stand, dessen stille Zuneigung sie wohl bemerkt und erwiedert hatte, ihres armseligen Hauswesens. Durch die

Freundlichkeit der Weiden aber wurde sie bald ermüthigt und zutraulicher, ja herzlich.

Bittend sah Karoline ihren Mann an und sagte lächelnd: „Die gute Elisabeth hat eigentlich ältere Ansprüche an dich; wie wäre es, wenn ich ihr diese Jugendtäuschung vergütete, indem ich ihr ein kleines Andenken überreiche, falls sie dich so geringen Kaufs losläßt.“ Mit diesen Worten schob sie der froh erstaunten Frau ein kleines Päckchen mit Gold (20 Dukaten) in die Schürze. Ein dankbarer Blick und eine zärtliche Umarmung sagten ihr, wie sehr ihren Geliebten ihr Zartgefühl beglückte.

Von Segenswünschen überhäuft, verließen sie das Haus und nach einigen Tagen den Ort. Gerne hätte der jüngste Sohn seine Eltern mit sich nach Amsterdam genommen; aber diese wollten sich nicht von ihrem Dörfchen und ihren gewohnten Verhältnissen trennen. Der gute Sohn bezahlte deshalb einige kleine Schulden für sie und schickte ihnen nachher alljährlich bis zu ihrem Tode eine reichliche Unterstützung. Der älteste Bruder kehrte, wie er versprochen hatte, zu seinem Postmeister zurück, und blieb wahrscheinlich stets bei ihm. Die Wittibschafft überkam später die Schwester.

Von den weiteren Schicksalen der Brüder ist nachher nichts Weiteres bekannt geworden.

Das Lotterie-Loos.

„Sie wollen es also nicht?“ fragte ein schon bejahrter Mann einen noch in der Blüthe der Jahre stehender Schreiber.

„Nein!“ erwiderte dieser heftig, „verschonen Sie mich damit!“

„Aber,“ fuhr der Alte etwas freundlicher fort, „Sie weigern sich so entschieden, ohne eigentliche Gründe. — Glauben Sie mir nur, Sie werden Glück haben!“

„Wirklich? Nun, ich danke Ihnen für Ihren guten Willen; aber ich verzichte dennoch. Ein jeder ist seines Glückes Schmied.“

„Darum eben sollten Sie dies Loos nehmen; Sie gewinnen damit!“

„Ei, Sie, lieber Mann! Sie haben's ja in Händen, so behalten Sie's doch selbst, und dringen es nicht einem Ungläubigen auf, der, wenn Ihr Vertrauen Sie und ihn täuschte, es Ihnen schlecht Dank wissen möchte.“

„Ich weiß zwar nicht, welches Loos gewinnen wird, aber das weiß ich, Sie werden gewinnen, wenn Sie spielen, und auch mir entgeht dann ein kleiner Antheil am Gewinne nicht.“

„D, Sie sind sehr bescheiden; aber woher wissen Sie, daß ich gewinnen werde?“

„Das sagt mir eine innere Stimme.“

„Die kann trügen; Diebe und Mörder folgen auch ihrem Rufe.“

„Sicher haben Sie dergleichen heute in den Akten ge-

lesen?" bemerkte lachend der alte Klassen-Lotterie-Unter-Einnehmer Sabock, dessen Gestalt der eines wohlbeleibten Holländers glich, der seinen Körper behaglich pflegt und die Seele darben läßt. Wohl wußte er, daß diese leicht hingeworfenen Worte der Eitelkeit des Schreibers schmeicheln und den Unbeugsamen geschmeidiger machen würden.

"Freilich!" antwortete lachend der Schreiber, "es gibt doch fürchterliche Menschen."

"Aberdings!" deklamirte der Alte, "es würde aber weder Diebe noch Räuber und dergleichen Gesindel geben, wenn nur die Menschen alle ihr Heil in der Lotterie versuchen wollten."

"Wie so?" fragte erstaunt und neugierig zugleich der Schreiber, "ich wenigstens denke, der Mensch muß thätig seyn, seine Begierden zügeln, und der Vernunft so wie der Erfahrung Gehör schenken; dann würden der Kriminalfälle weit weniger seyn, und die Justizbeamten — —"

"Müßten in die Lotterie sehen, um nicht zu verhungern oder selbst zu stehlen und zu betrügen," fügte schnell zu seinem Vortheil der Lotteriemann der Rede des Schreibers hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Nützliches für Haus- & Landwirthschaft.

Kartoffeln mehlig zu machen. Früh ausgegrabene Kartoffeln soll man, wenn sie wässrig und unschmackhaft sind, dadurch verbessern können, wenn man sie 8 Tage vor ihrem Genuß an einen Ofen oder Herd setzt; sie werden dadurch wohl-schmeckender und mehlig.

Miscellen.

Bild eines Modcherrchen vor hundert Jahren. In einem Buche, welches 1721 im Drucke erschien, liest man folgendes über die Moden der damaligen Zeit: "Ein junger Mann löst sich das Haar oder die Perücke dreimal täglich accommodiren. Das Gesicht wäscht er sich mit Schminkebohnen- oder Lilienwasser, die Hände mit Mandelkleien und Seife, worin Sal tartari aufgelöst ist. Der Bart wird auch alle Morgen rasiert, wenn auch die Haare nicht zu finden. Zur Seife thut er Lait virginat. An den Cravatten muß keine unebene Falte, auf dem Kleide kein Härtchen, an den Strümpfen keine Runzel, an den Schuhen kein Stäubchen zu sehen seyn. Der galante Kerl, so gepuht, geht nach Zahl, Maas und Gewicht als eine steife Marionette, die auf den Drath gezogen, oder hüpfet wie eine Bachstelze kreuzweis von einem Mittelstein zum andern, damit die knappen Schuhe mit rothen Absätzen nicht zu Schaden kommen. Der Hut wird unter dem linken Arm getragen, es sei kalt oder warm, Sonnenschein oder Regen. Es macht der junge Mann Schritte nach der spanischen Elite, mit ziemlich hohem Rücken. In der rech-

ten Hand führt er meisterlich ein spanisches Rohr mit blank polirtem Knopf und Favoritband. Geht ein solcher Jüngling spazieren, dann führt er ein Bürstchen mit sich, damit wenn ja etwas Puder auf das Kleid gefallen, oder die Perücke sich verschoben hätte, dieß zu arrangiren."

— In einer neuen Reisebeschreibung durch Spanien lesen wir: Am folgenden Tage nach meiner Ankunft in Vittoria ging ich in den Laden eines Stiefelkünstlers. Es war Niemand darin zu sehen; der Meister stand auf der andern Seite der Straße und rauchte seinen Cigaritto. In seinem durchlöchernten Mantel hatte er das Aussehen eines Bettlers, aber eines spanischen Bettlers, der über sein Glend eher stolz zu seyn, als dessen zu schämen scheint. Er näherte sich und ich trage ihm mein Anliegen vor. Er ruft seine Frau und fragt: "Wie viel Geld haben wir noch?" "Zwölf Picetten." (Etwa 3/4 Thaler.) — "Dann arbeite ich noch nicht." — "Aber," sagte ich zu ihm, "die zwölf Picetten werden nicht ewig dauern." — "Cueno das visto magnana?" (Wer hat den folgenden Tag gesehen?) erwiderte er, mir den Rücken kehrend. — Ich mußte zu einem seiner Kollegen gehen, der sich entschloß, für mich zu arbeiten, weil er nicht im Besitz einer so bedeutenden Summe war.

— Dreyer, den eine alte, häßliche, aber anspruchsvolle Dame bat, ihr die Verse zu verdeutschen:

Contre vos charmes on ne peut se defendre,

En vous voyant, Madame, il faut se rendre,

übersezte auf der Stelle:

O Schönste! Deinem Reiz, kann Niemand widerstehen,
Raum hat man Dich erblickt, so muß man sich — über-
geben.

(Leopoldshafen.) Ruhrortter Stücklothen so wie Schmidtegrich sind wieder frisch angekommen bei

Fr. Ulrici.

Erledigte Schulstellen.

Zu Markelfingen, Amtes Konstanz, der Kathol. Schul-, Mehner- und Organistendienst mit dem gesetzlich regulirten Dienstinkommen von 140 fl. jährlich, nebst freier Wohnung und dem Schulgelde von etwa 60 Kindern zu 1 fl.

" Wittenweier, Bezirkschulloisiratur Vahr, die evangelische Schulstelle zweiter Klasse, mit dem Normalgehalt von 175 fl. jährlich, nebst freier Wohnung und dem Schulgelde zu 1 fl. 28 kr. von jedem Kind.

" Destringen ist die israelitische Lehrstelle für den Religionsunterricht der Jugend, mit welcher ein Gehalt von 160 fl. (welcher, wenn der Anmeldende der Gemeinde conuenirt, noch erhöht wird), so wie die vom Vorsängerdienst abhängigen Gefallen verbunden ist, bis den 1. September d. J. erledigt, und durch Uebereinkunft mit der Gemeinde, unter höherer Genehmigung, zu besetzen.

Druck und Verlag unter Verantwortlichkeit des Artistischen Instituts F. Gutsch & Rupp in Karlsruhe.